

Die grosse Hemmung

Autor(en): **Trabold, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **5 (1915)**

Heft 32

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-639077>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 32 — 1915

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

Den 7. August

Arbeitergruß.

Von Ferd. von Saar.

Vom nahen Eisenwerke,
Beruht mit schwerem Gang.
Kommt mir ein Mann entgegen,
Den Wiesenpfad entlang.
Mit trozig finstrier Miene,
Wie mit sich selbst im Streit,
Greift er nach seiner Mühe —
Gewohnheit alter Zeit.
Es blickt dabei sein Auge
Mir musternd auf den Rock,
Und dann beim Weiterschreiten
Schwingt er den Knotenstock.

Ich ahne, was im Herzen
Und was im Hirn ihm brennt:
„Das ist auch einer,“ denkt er,
„Der nicht die Arbeit kennt.
Luftwandelnd hier im Freien,
Verdaut er üpp'ges Mahl,
Indes wir darben und schmieden
Das Eisen und den Stahl.
Er sucht den Waldeschatten,
Da wir am Fenster stehn
Und in dem heißen Brodem
Langsam zu grunde gehn.

Der soll es noch erfahren,
Wie es dem Menschen tut,
Muß er das Atmen zahlen
Mit seinem Fleisch und Blut!“
Verziehen sei dir alles,
Womit du schwer mich kränkst —
Verziehen sei dir gerne:
Du weißt nicht was du denkst;
Du hast ja nie erfahren, —
Des Geistes tiefes Mühn,
Du ahnst nicht, wie die Schläfen
Mir heiß vom Denken glühn.

Du ahnst nicht, wie ich hämmre
Und feile Tag für Tag —

Und wie ich mich verblute
Mit jedem Herzensschlag!

Die große Hemmung.

Novelle von Rudolf Trabold.

I.

Man hatte verschiedenes auszusagen an dem neuen Direktor: Erstens war er viel zu jung, zweitens war er ein Freigeist, drittens pflegte er keinen Verkehr und viertens, was allen das Schlimmste schien, hatte er eine Deutsche zur Frau.

Monsieur Balandrau hieß noch immer „der neue Direktor“, obschon er nun vier Jahre im Amt war. Madame Balandrau nannte man hier nur „la grosse blonde“, trotzdem sie nichts weniger als dick, sondern eher schlank und hochgewachsen war. Alle sagten, sie sei ein- gebildet und stolz, gleichwohl sie eigentlich niemand genau kannte. Zu weiterer Kritik gab die Wohnstätte des Paars Anlaß. Herr Balandrau hatte sich nämlich ein altes, bau- fälliges Haus mit Garten gekauft, das hinten auf dem Hügel stand, den man von der Fabrik aus sah. Dieses Haus konnte der neue Direktor allerdings für eine lächer- lich kleine Summe erstehen, denn den alten Kasten wollte niemand. Zum Staunen aller baute der Sonderling das Gebäude zu einem ganz eigenartigen Landhause um, wie noch niemand eines gesehen. Die einen behaupteten, es

1
sei eine Nachahmung der englischen Cottage, die andern, und diese behielten die Oberhand, sagten naserümpfend, es sei ein plumper, geschmackloser Steinhaufe, wie ihn die Deutschen über dem Rhein liebten. Nur Madame Lamien, die Frau des zweiten Ingenieurs, eine dreiste Savonardin, die fast einzig im Hause der Balandrau verkehrte, sie konnte nicht genug rühmen, wie ihr die „Villa“ gefalle. Aber darüber lachten die andern Angestellten nur, denn sie sagten: Sie will sich und ihren Mann in günstiges Licht stellen beim neuen Direktor. Balandrau war nämlich auch als allzusharfer Dirigent bei einigen sehr verschrien.

René Balandrau kümmerte sich um die Meinung seiner Kollegen herzlich wenig. Er ging in seinem Dienste auf, den er selbst sehr genau nahm, und galt viel beim Fabrik- herrn, da seine Leistungen hervorragend waren. Madame Balandrau hingegen litt unter der Mißachtung der Um- gebung. Das Haus lag allerdings von den andern Häusern so weit ab, daß ihr jetzt hier selten mehr etwas zu Ohren kam, was man Nachteiliges über sie klatzte, da nur Madame Lamien sie besuchte, und dieser vertraute sie wie einer Freundin. Die beiden hielten sehr zusammen, und

die Deutsche um so mehr, da sie in ihr die einzige vertraute Frauenseele besaß.

Ganz im geheimen hatte Frau Balandrau früher die Hoffnung getragen, im Alter mit ihrem Manne in die Heimat zurückzukehren, um dort so recht zu den Wohlhabenden gezählt zu werden. Aber das war ein Traum gewesen, den sie sich aus dem Sinn schlug; sie fühlte, ihr Mann hatte in Frankreich seine Heimat und nicht im Schwarzwald wie sie. Es ging ihr umgekehrt wie den meisten Frauen, mit jedem neuen Jahre, das sie mit René verlebte, lernte sie seine eher stille als wogende Liebe mehr schätzen. Nichts ging ihr über ihren Gatten, und wo der weilte, war ihre Heimat. Schön konnte sie allerdings die Gegend hier mit dem besten Willen nicht nennen; mit dem Schwarzwald daheim durfte sie die eintönige Landschaft schon gar nicht vergleichen, denn sonst kam sie das Heimweh an. Das durfte aber um alles nicht geschehen. Sie war eine tapfere Frau, das mußte man sagen. Stieg ein Seufzer in ihr auf, dann erdrückte sie ihn mit einem lustigen französischen Liedlein, wie um sich zu strafen. Sie war nun einmal durch die Ehe Französin geworden, wollte es sein, oder doch wenigstens werden und gab sich alle Mühe, den verräterischen Akzent zu korrigieren, der sie besonders in Mißkredit setzte bei ihren Bekannten. Da sie früher dazu neigte, wie alle ihre Landsleute, die französischen Einrichtungen mit den deutschen zu vergleichen, was immer zum Nachteile der Franzosen ausfiel, machte sie es sich jetzt gerade zur Aufgabe, diesen Kardinalfehler abzulegen und ihn mit Stumpf und Stiel auszurotten. Sie begann im Gegenteil alles herauszukehren, was zugunsten der neuen Heimat sprach. Und es war ihr gar nicht so schwer, sie brauchte nur an ihren herzensguten Mann zu sinnen, denn der besaß ihres Erachtens alle Tugenden seines Geschlechts. Das Land, das solche Menschen hervorbrachte, gehörte sicher zu den edelsten. Aber in dieser Beziehung hatte sie erst noch einen schweren Stand, denn René, ihr Gatte, wollte davon nichts wissen und ermutigte sie geradezu, die Heimat nicht zu vergessen, als ob es der Aufmunterung gebraucht hätte. Nein, ihr Fraueninstinkt leitete sie schon besser und sie mußte mit ihren Heimweh-anwandlungen fertig werden.

Ingenieur Balandrau hatte mit seinen ersten Ersparnissen das Haus gebaut, damit er mit Hilda, seiner Frau, auf eigenem Grund wohnen könne. Und das war nach Hildas Meinung eine seiner klugen Ideen, denn nun konnte sie mit Recht sagen: Hier ist mein Heim und sonst nirgends. Davon sprach das Ehepaar mit Vorliebe. Sie bauten den Garten an, gestalteten die Häuslichkeit aus und schufen sich so ein greifbares Ideal. Sie fühlten sich glücklich und mit jedem Jahr schlug Hilda tiefere Wurzeln in den fremden Boden. Außerdem hatte sie einen Halt an der Freundin, die verstand sie, wie es besser keine andere Frauenseele hätte tun können. Sie sagte darum gern zu ihrem Manne: Wie kann man auch nur immer von zwei Rassen reden, wenn man von Deutschen und Franzosen spricht, im Grunde sind wir Deutschen doch nichts so Verschiedenes von euch; etwas schwerfälliger vielleicht, aber Madame Lamien sagt, die Savoyarden seien auch ganz anders wie die Leute hier, langsamer und nach-

denklicher, also kommt es auf eins heraus, denn die Rheinländer sind viel lebendiger und witziger als wir Schwarzwälder; die Oesterreicher sind auch Deutsche, aber die Art zu leben und leben zu lassen soll der der Franzosen sehr ähnlich sein, so sagte man mir wenigstens. Also kommt alles so ziemlich auf eins heraus.

Auf solches antwortete er etwa: Da hast du sehr recht, meine Liebe. Jede Nation hat ihre Vor- und Nachteile und es ist auch meine Ansicht, daß es nicht möglich ist, so genaue Grenzen zu ziehen. Ich glaube auch, wir Franzosen könnten im allgemeinen noch viel lernen von deinen Landsleuten. Aber es geht bei den Völkern wie bei den Einzelnen, jeder glaubt gerne an seine Vorzüge, wähnt sich besser als der Nachbar und sträubt sich, vom andern etwas anzunehmen. Die große Masse hat immer diese Vorurteile besessen und wird sie schwerlich ablegen. Wenn es anders wäre, würden die Menschen friedlicher zusammen wohnen. Dieser Instinkt des Sichbesserfühlens ist uns angeboren und nur wenige Weise können sich davon losmachen, um nach der Vollendung zu streben und suchen von allen und überall zu lernen. Die Blume Neid ist eben in jedem Garten zu finden, sie wuchert neben der besten Pflanze und sucht ihr die Sonne wegzustehlen; sie duftet stärker als alle andern und kleidet sich in die grellsten Farben, um den Nachbarn zu überbieten.

II.

Am Sonntag nach der Nationalfeier stund Balandrau in aller Herrgottsfrühe auf, denn er wollte die Röhle der ersten Morgenstunden benützen, um im Garten zu arbeiten. Er mochte so leise machen, wie er auch wollte, er verhierte doch nicht das Erwachen seiner Frau, und sie stund mit ihm auf, denn es war auch für sie ein Fest, wenn der Gatte daheim sein konnte, was in der letzten Zeit wenig genug geschehen, da ihn geschäftliche Reisen oft in Paris und Lyon gehalten.

Der Himmel wölbte sich wolkenlos über der eintönigen Gegend. Der Rauch, der aus den Fabrikschlotten emporstieg, er wurde von einer leichten Ostbrise in der Höhe verweht und kam nicht bis zum Hause. Der junge Direktor ging erst ums Haus herum und genoß so recht die Ruhe des Sonntags, da er die ganze Woche angestrengt gearbeitet hatte. Er ließ heute keinen andern Gedanken Raum, als denen für sein Haus und seinen Garten. Er war zufrieden mit sich; seine Idee, aus dem alten Gebäude eine neue Heimstätte zu gestalten, er mußte sie loben, wie immer wenn er um sein Anwesen herumging. Ihn leitete in seinem Leben sicher ein guter Stern, er traf in allem, was er bis jetzt unternommen, stets das Richtige. Und das machte ihm eine helle Freude. So ein Sonntagsmorgen im eigenen Hause war doch etwas Köstliches. Er durfte sich auch sagen, er verdiene heute die freudige Ruhe, da er die Woche über genug Sorgen und Ärger gehabt hatte. Aber heute streifte er alles ab und wollte nur froh sein. — Ja, mit der Frau ging es ihm auch so recht nach Herzenswunsch. Das deutsche Kinderfräulein, das er vor fünf Jahren zu Paris im Jardin du Luxembourg kennen lernte, als es mit den zwei Buben dort spazierte, es hatte ihn nicht enttäuscht. Ein besseres Weibchen hätte er sicher nicht

finden können. Es war nur schade, daß seine Mutter und die Brüder dies nicht einsehen konnten und die Deutsche noch immer nicht leiden mochten. Das war sein Kummer, aber auch den, so hoffte er, würde er mit der Zeit verwinden, denn endlich einmal sollten auch die Seinen zum Verstand kommen in dieser Sache und ihre verknöcherten Vorurteile ablegen.

Wie war der Sommermorgen so erquickend frisch und so klar, die Sonne hatte noch keine Stärke, die Strahlen fielen noch zu schräg, und ein feiner Dunst hinderte am Horizonte ihren Weg. Im Hause sang seine Frau und kochte den Kaffee. Der Rauch kräuselte aus dem Kamin, denn hier gab es kein Gas und ebensowenig Elektrizität, sie waren vollständig auf dem Lande, zu weit entfernt von der Fabrik, um die elektrische Kraft von dort benützen zu können. Aber das war ja eben das Schöne, das, was seine Frau romantisch nannte, und er „unbeleckt von der Kultur“. Oh, er hatte wirklich einen glücklichen Gedanken gehabt, das Haus hier umzubauen und nicht auf seine Kollegen zu hören, die ihm davon so lebhaft abgeraten. Solche dicke Mauern hätte er sich nie leisten können, und der Efeu, der die ganze Südseite umrankte, wer hätte ihm den an ein neues Haus zaubern können? Dann der kleine Obstgarten mit den drei Apfelbäumen und dem großen Zwetschgenbaum, waren die nicht allein die zweitausend

Franken wert, die ihn das Ganze gekostet? Freilich, das Umbauen schludte mehr als die Rauffumme, aber nun durfte sich das Heim auch sehen lassen, denn die Kollegen mochten sagen was sie wollten, sie beneideten ihn doch um das Anwesen, jetzt, wo es so stattlich dastand. Im Erdgeschoß waren drei geräumige Zimmer, nicht hoch, aber groß, mit Parkettböden. Oben befanden sich noch einmal drei Stuben und Bad; im Anbau, der ganz neu und dem er die Form eines Turmes gegeben, befanden sich die Stiege und die Küche. Man trat von der Haustüre ins Wohnzimmer des Erdgeschosses und von dort in die Turmtreppe. Mit zwei Defen heizte man behaglich das ganze Haus. Eine Laube zierte die ganze Ostseite und war zugleich nützlich. Das Ganze war auch unterkellert und was für Keller! Ja, ja, in den Fabrikvillen suchte man vergebens nach dem Platz und der Behaglichkeit, die er sich hier geschaffen. Ei, wie war es doch so herrlich, wenn er den Morgenkaffee auf der Laube mit seiner Frau trank, den sie nach deutscher Art, oder wie sie sagte „nach Schwarzwälderbrauch“, mit Butter und Eingemachtem aufsticht. Es fehlten nur noch die Kinder, aber er war nicht verzagt, er wußte, daß die auch noch kommen würden, sie hatten ja noch Zeit und bis dahin konnte er sein Heim ausgestalten und wollte dabei nicht sparen, er verdiente ja genug.

(Fortsetzung folgt.)

≡ Fabrigglerma. ≡

Von J. Reinhart, „Im grüne Chlee“.

Sin und här und uf und ab,
Sächsmol zäche Stund,
Lueg nit uf und dank nit dra,
Bis der Sunndig chunt!

Sin und här und uf und ab,
Früh vom Tag bis spät,
Dank nit, was derhinder lnt,
's goht um 's liebe Brot.

Sin und här und uf und ab,
Früh vom Tag bis z'Nacht,
Wo me schöni Sache traunt
Und me drob erwacht.

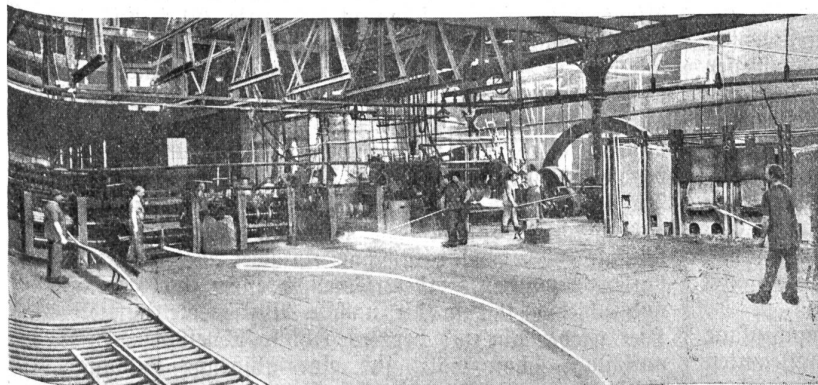
Ha=n-emol e Vogel gseh
Einisch z'Nacht im Traum,

Sind em d'Fäde bunde gsi
Undrem grüne Baum.

Die Walz- und Hammerwerke in Gerlafingen.

(Schluß).

Wir haben in der letzten Nummer dieses Blattes einen kurzen Ueberblick über die Entwicklungsgeschichte der schweizerischen Erzgewinnung und Erzverarbeitung gegeben, insoweit diese mit der Geschichte der von Koll'schen Eisenwerke im Zusammenhang steht. Wir möchten diesmal den Leser im Geiste durch das größte der Etablissements führen, die der Gesellschaft der Ludwig von Koll'schen Eisenwerke angehören, durch die Walz- und Hammerwerke in Gerlafingen.



Inneres des Walzwerkes in Gerlafingen.

Dieses größte schweizerische Eisenwerk liegt an der Emme, hart an der bernischen Grenze auf Solothurner Boden. Es wurde 1812 als einfache Hammerschmiede gegründet; seit 1836 ist auch ein Walzwerk im Betriebe, das sich in der Folge zum Hauptteil des Werkes entwickelte. Das Wasser der Emme trieb mittelst großer Wasserräder die Hammer und Walzen. Von Jahr zu Jahr wuchsen die Anlagen, wurden Neuerungen eingeführt; die Wasserräder ersetzte man durch Turbinen, die Abhitze der Defen wurde zur Dampferzeugung, der Dampf wiederum zum Antrieb von Maschinen und Hämmern verwendet. Seit 1894 ging man allmählich zur elektrischen Kraftübertragung über; die Kraftzentralen an der Emme wurden leistungskräftig ausgebaut; die Kesselanlagen wurden zentralisiert. Eine Werkstättegruppe um die andere schloß sich an. Aus den 53 Maschinen des Jahres 1873 wurden bis 1913 deren 860, als Hammer, Pressen, Scheren, Walzen, Drehbänke, Frais-, Bohr-, Hobel-, Schleif-, Schraubenschneid- und andere Maschinen. Die 19 Dampfkessel, die die Dampfhammer u. betreiben, haben heute eine Heizfläche von 1000 Quadratmetern. Außerdem